

Als er 18 wurde, nahm Henri seine Eltern mit nach Amsterdam – zum Kiffen. „Okay“, sagte sein Vater später. „Jetzt fahren wir mal an einen Ort, der mir besonders wichtig ist“

The image features the silhouettes of a young man and an older man, likely a father and son, standing side-by-side against a sunset sky. The young man is on the left, and the older man is on the right. The sky transitions from a deep blue at the top to a warm orange and yellow near the horizon. The overall mood is contemplative and evocative.

On the Road to

Text PHILIPP MAUSSHARDT, 59, VATER, und HENRI MAUSSHARDT, 19, SOHN

Beginn der Reise
in Berchtes-
gaden. Wenn
Autofahrer das
Schild sehen,
schauen sie
irritiert. Oder
zeigen den
Anhaltern einen
Vogel



„Wer wird anhalten? Was sind das für Menschen?
Wie werden sie auf unser Reiseziel reagieren?
Oder sind Nazis darunter, die uns verprügeln wollen?“
(Philipp Maußhardt, Vater)

Da sitzen wir nun in einem dieser Coffeeshops von Amsterdam. Mama, Papa, Sohn. Eingenebelt von Cannabis-Schwaden auf einem abgewetzten Sofa. Es ist kurz nach Weihnachten. „Was zum Teufel mache ich hier?“, frage ich mich. „Kiffen mit unserem Sohn“, hätte die nüchterne Antwort gelautet. Er wollte das so. Er hatte sich gewünscht, mit uns, seinen Eltern, zu seinem 18. Geburtstag nach Amsterdam zu reisen, um sich ganz legal und vor unseren Augen einen Joint reinzuziehen. Eine Demonstration. Eine Provokation. Aber irgendwie auch ein Vertrauensbeweis, vielleicht sogar eine Art Freundschaftsanfrage. Von nun an gilt: It's my life, ihr könnt noch dabei sein, wenn ihr wollt, aber bestimmen könnt ihr nicht mehr über mich.

Ich hab damals häufig mit meinen Freunden Gras geraucht. Mittlerweile habe ich aufgehört. Wenn mich Mama fragte, ob ich bekifft sei, wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Aber die tranken doch auch fast täglich ihr Glas Wein. Nur weil Gras illegal ist, wird man als Kiffer diskriminiert. Ich hab mich informiert. Alkohol kann wesentlich schädlicher sein als Gras. Als sie mir dann zu meinem 18. Geburtstag anboten, mit mir zu verreisen, dachte ich, okay, dann nehme ich sie mit nach Amsterdam. Dort ist Kiffen nicht verboten. Ich war mir aber unsicher, wie meine Eltern reagieren würden.

Okay, denke ich nach unserer Rück-

kehr aus Amsterdam, ich lass mir auch was einfallen; ich nehm dich auch mit auf eine Reise zu meinem 58. Geburtstag. Wir fahren an einen Ort, der mir wichtig ist. Es ist der beschissenste Ort der Welt. Auschwitz. Jeder Deutsche sollte dort einmal gewesen sein. Ich kannte noch persönlich Menschen, die das Lager überlebt haben. Sie sind jetzt tot und können niemandem mehr erzählen, was sie dort erlitten haben. Ich war schon fünfmal dort. Jedes Mal bin ich wieder fassungslos, wütend, traurig und verspreche mir selbst, alles zu tun, damit so etwas nie wieder passiert.

In der Schule haben wir das Thema ausführlich behandelt. Wir sind einmal zu einem kleinen KZ in unserer Umgebung gefahren, das war einigen in der Klasse zu viel. Das Buch



Philipp Maußhardt, 59, wurde für eine Reportage im Nazi-Milieu mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet

„Der Junge im gestreiften Pyjama“ habe ich mit elf Jahren gelesen. Das ist doch unvorstellbar, was die damals gemacht haben. Den Versuch, eine ganze Ethnie auszurotten, und sich selbst für die Besten der Welt zu halten. Mein Großvater ist vor zwei Jahren gestorben. Er hat den Krieg noch erlebt. Über die Nazizeit hat er oft gesprochen. Er konnte nie verstehen, wie der größte Teil der Deutschen diesem Wahn verfallen war. Es war ihm wichtig, dass das nicht in Vergessenheit gerät.

Als ich so alt war, wie Henri heute ist, standen an jeder Autobahn Menschen und trampeten. Per Anhalter zu reisen war das Normalste der Welt. Ich schlug Henri vor, nach Auschwitz zu trampeln. Im Alltag sehen wir uns nicht so häufig, Henri wohnt bei seiner Mutter. Ich stellte mir vor: Vater und Sohn stehen in der Sonne am Straßenrand, halten den Daumen raus und haben unendlich viel Zeit, um zu reden. Es werden vielleicht nicht mehr viele Gelegenheiten kommen, noch mal so intensiv mit ihm zusammen zu sein. Und es gibt kaum eine Form der Fortbewegung, die mehr Überraschung zu bieten hat. Wer wird anhalten? Was sind das für Menschen? Wie werden sie auf unser Reiseziel reagieren? Oder sind Nazis darunter, die uns verprügeln wollen? Und wie werden Tschechen und Polen auf uns reagieren?

Eigentlich eine coole Idee. Ich bin noch nie in meinem Leben

*„Ich musste mich überwinden, die Pappe hochzuhalten,
auf die wir ‚Auschwitz‘ geschrieben hatten.
Nach einer halben Stunde waren die Hemmungen dann weg“
(Henri Maußhardt, Sohn)*

getrampt. Einfach in ein fremdes Auto einsteigen und mitfahren. Meine Freunde wussten nicht, was sie mir wünschen sollten. „Viel Spaß“ klingt irgendwie komisch für eine Reise nach Auschwitz.

Es gibt keinen besseren Ausgangspunkt für eine Reise nach Auschwitz als Hitlers Bergvilla auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden. Neben Berlin war dieser Berg der zweite Regierungssitz der NS-Elite. Hitler saß oft auf seiner Terrasse, schaute über die Alpenlandschaft. Einmal soll er gesagt haben: „Meine großen Pläne sind hier entstanden.“

Wir nehmen nur wenig Gepäck mit, ein bisschen Wäsche, eine Regenjacke, ein Pappschild und einen dicken Filzstift. Als wir an einem Sommertag „Auschwitz“ auf den Karton schreiben, kommen wir uns fast albern vor. Am Ortsausgang von Berchtesgaden stellen wir uns an eine Bushaltestelle, und Henri hält den Autos das Schild entgegen.

Ich musste mich die ersten Minuten überwinden, die Pappe hochzuhalten. Ich sehe in den Gesichtern der Autofahrer, dass sie geschockt oder zumindest irritiert sind. Einer zeigt mir den Vogel. Nach der ersten halben Stunde sind die Hemmungen dann weg. Einigen fällt richtig der Kiefer runter. Ich lache sie dann einfach an.

Genauso gut hätten wir „Hurensohn“ auf unser Pappschild schreiben können. Nach zwei Stunden und gefühlt 2000 vorbeifahrenden

Autos wollen wir den Karton im Rucksack verstauen und stattdessen allein den Daumen raushalten. Da hält ein schwarzes Großraumtaxi mit Salzburger Nummer an. Super, das liegt auf unserem Weg.

„Hi, wir trampen. Wir zahlen nichts.“

„Egal, ich muss eh nach Salzburg. Wo wollt ihr hin?“

„Auschwitz.“

Der Taxifahrer stammt aus Afghanistan, er spricht nur gebrochen Deutsch. Von Auschwitz hat er noch nie gehört. Wir versuchen, es ihm zu erklären, aber irgendwas muss er falsch verstanden haben.

„Verstehe. Auschwitz Schimpfwort. Darf man in Deutschland nicht sagen, sonst wird man verprügelt.“

Wir geben es schließlich auf, ihm zu erklären, warum es kein

Schimpfwort ist, und sind immerhin schon die ersten 30 Kilometer bis nach Salzburg gekommen. Doch noch mehr als 600 Kilometer liegen vor uns. Am Abend wollen wir in Mauthausen sein. Das größte ehemalige Konzentrationslager auf österreichischem Boden liegt genau auf einer Linie zwischen dem Obersalzberg und Auschwitz, als hätte jemand bei der KZ-Planung auf Geometrie geachtet. Wir stellen uns an eine Ausfallstraße am Stadtrand von Salzburg und halten wieder unser Schild in den Wind.

Mir ist eigentlich selten etwas peinlich. Vielleicht habe ich das von meinem Vater. Der erzählt auch jedem, dass er mal im Gefängnis saß, weil er zu schnell gefahren war. Einmal hat mich die Polizei geschnappt, als ich in den Ferien durch ein Fenster in meine Schule eingestiegen bin. Nur so, zum Spaß. Als mein Vater mich bei der Polizei abholte, hat er mich umarmt und gesagt, jetzt gehen wir Pizza essen. Da haben die Beamten ganz komisch geguckt. Klar ist das, was wir jetzt tun, auch eine Provokation. Dieses Schild ist schon krass. Aber nach den ersten 30 Kilometern macht es mir nichts mehr aus. Es ist fast schon wie ein Sport: Wer wird als Nächstes anhalten? Als dann dieser große Jeep anhält mit dem jungen Pärchen drin, schreie ich „Yeah!“, als ob die Bayern ein Tor geschossen hätten.



Henri Maußhardt, 19, hat vor Kurzem die Schule beendet und eine Lehre als Schreiner begonnen

Warten an der Raststätte. Da hatten wir den Trick noch nicht entdeckt: Sobald Henri jongliert, halten die Leute an





Busseweise kommen Touristen zum Obersalzberg, um Hitlers Ferienhaus zu besichtigen



Vater und Sohn wandern durch das ehemalige „Führersperrgebiet“ am Obersalzberg



Posieren, wo Hitler seine vernichtenden Pläne machte: Touristen beim „Führerhauptquartier“



„Wahnsinn! Vom Adi nach Auschwitz? Ja leckt’s mi am Oarsch!“ – Lucki und Isi vor ihrem Pajero



Grauen in der Abenddämmerung: das Konzentrationslager Mauthausen in Österreich



Die Gedenkstätte will mit einem Film aufklären, doch der Ort selbst ist stärker



Viele Reisebekanntschaften erzählen von ihrer eigenen Vergangenheit, auch Heiko



Henri, eingeklemmt zwischen Kindersitz und Tür, auf der Fahrt Richtung Wien in Heikos Auto



Mehr als das Schild ist nicht geblieben von der Kultbar Amal, irgendwo in Österreich

Wir können uns bei Isi und Lucki bedanken, am ersten Tag tatsächlich noch vor Sonnenuntergang in Mauthausen anzukommen. Lukas, Spitzname Lucki, hält quietschend mit seinem Pajero, und Isabel, Spitzname Isi, ruft aus dem Fenster: „Wo woit's ihr hi?“ Wir steigen ein, und Isi kommt gar nicht mehr runter, als sie unser Reiseziel hört.

„Ja, wie cool ist das denn?! Wahnsinn! Und auch noch mit dem Papa. Würd i mit meinem nie machen. Wahnsinn. Vom Adi nach Auschwitz. Leckst mi am Oarsch!“

Isi ist 25 und arbeitet als Pädagogin. Beim Tanzen hat sie sich gerade das linke Knie verletzt, ausgerechnet in München, weshalb sie die Behandlungskosten jetzt selbst zahlen muss. Sie hat keine Auslandskrankenversicherung und sei deshalb gerade etwas sauer auf die „Deutschen“. Was man ihr aber wenig anmerkt. Im nächsten Moment zeigt sie schon auf einen Gleitschirmflieger am Himmel: „Super schön hier!“ Ach ja, in Mauthausen sei sie mit der Schule auch schon mal gewesen. „War mehr Pflichtprogramm, wollte eigentlich keiner hin. Aber als ich vor dem Ofen stand, musste ich weinen.“ Isi und Lucki, der Medizin studiert, sind gerade auf dem Weg zu einem Freund, um Bierbänke und Zapfanlage für Luckis Geburtstagsfest abzuholen. „Ich habe schon ewig keinen Tramper mehr gesehen“, sagt Isi und erzählt dann plötzlich von ihrer Großmutter, die nach dem Krieg vor den Soldaten der Besatzungsarmeen große Angst hatte.

Dass sie Adolf Hitler hier „Adi“ nennen, klingt ja fast liebenswürdig. Irgendwie ironisch, denn er war ja auch ein Österreicher. Aber sonst sind die beiden echt sympathisch, die bieten uns richtig ein Touri-Programm: hier der Mondsee, dort der Drachenberg, da drüben wird Heu gemacht. Die Stunde im Auto geht rum wie nix. Isi redet nämlich die ganze Zeit.

An einem Kreisverkehr lassen Isi und Lucki uns aussteigen. Tramper-Regel

Nummer eins: Niemals an einem Kreisverkehr warten! Nach drei Stunden ist Henri im Gesicht und an den Unterarmen rostbraun. Über den „Adi“ von Isi kichert er noch lange. Kein Auto nimmt uns die nächsten Stunden mehr mit. Wie auch? Im Kreisverkehr gibt es zu viele Ausfahrten, und anhalten darf hier sowieso niemand. Wir fangen an, uns zu langweilen, und Henri jongliert mit drei Kieselsteinen. Irgendwann rufen wir mit dem Handy ein Taxi, das uns zum nächsten Bahnhof bringt.

„Ziemlich unheimlich“, sagt Henri, als wir am Abend des ersten Tages vom Dorf Mauthausen eine kleine Straße zum ehemaligen KZ hinauflaufen. Nirgendwo steht ein Hinweisschild, als wollten die Dorfbewohner an diesen Schandfleck nicht auch noch erinnert werden. Nach einer halben Stunde stehen wir vor einer Burg mit Türmen und hohen Mauern – dem ehemaligen KZ –, von der Abendsonne in warmes Licht getaucht.

„Sieht fast schön aus“, sagt Henri.

Vor dem KZ ist eine Leinwand aufgebaut. Die Gedenkstätte veranstaltet jeden Sommer ein Freiluftkino. Wir setzen uns, und der Spielfilm dieses Abends hat auch irgendetwas mit Nazis zu tun, ein sterbenslangweiliger Film aus den 60er-Jahren, gedreht in der DDR. Ein Krimi. Der Täter war mal Nazi. Wir wären auf unseren Stühlen eingeschlafen, hätten uns die Schnaken nicht daran gehindert.

„Gehen wir“, flüstert Henri nach einer Stunde.

„Gehen wir“, sage ich.

Wir laufen durch die Dunkelheit zu unserem Gasthof, und ich erzähle, was ich einmal gelesen habe.

„Kurz vor Ende des Krieges sind ein paar Hundert sowjetische Kriegsgefangene aus Mauthausen ausgebrochen. Die Einwohner der umliegenden Dörfer haben sie gejagt und fast alle an die SS verraten oder eigenhändig umgebracht.“

Was hätte ich gemacht? Das kann, glaube ich, keiner aus

heutiger Sicht sagen. Ich kann nur hoffen, dass ich nicht mitgemacht hätte. Später, als der Krieg vorbei war, wollte auch keiner mehr seine Schuld zugeben. Niemand wusste anscheinend davon. Mich kotzt es an, wenn ich heute noch Leute treffe, die rechte Sprüche machen. Denen könnte ich eine reinhauen, aber ich bin ja eigentlich total friedlich.

Wir halten es für eine gute Idee, am nächsten Morgen von einer Autobahnraststätte aus zu starten. Raststätten haben den Vorteil, dass man die Autofahrer direkt ansprechen kann. Doch die Frage „Fahren Sie Richtung Auschwitz?“ hätte uns kaum geholfen. Wir sind noch weit vor Wien, und in den wenigen Fahrzeugen, die hier tanken, sitzen meist Familien auf Urlaubsreise. Nach ein paar Stunden geben wir wieder auf, laufen an Maisfeldern vorbei zu einer besseren Stelle.

„Ich nehm den Daumen, du jonglierst“, schlage ich vor. Henri war mehrere Jahre in einem Jugendzirkus aktiv, kann jonglieren und Akrobatik. Er hebt drei Steine vom Straßenrand auf, und kaum fliegen sie durch die Luft, hält ein Auto an.

„Menschen, die jonglieren, können keine schlechten Menschen sein“, sagt Heiko, als wir in seinem Kleinwagen sitzen. Heiko, ein Deutscher, der seit einigen Jahren in Österreich lebt, scheint froh, uns bis nach Wien mitnehmen zu dürfen. Lange Strecken allein zu fahren sei langweilig, sagt er. An unserem Reiseziel findet er nichts ungewöhnlich.

„Habt ihr eine familiäre Verbindung zu Auschwitz?“

„Nicht wirklich.“

„Okay.“

Dann kommt er, wie so viele unserer Reisebekanntschaften in diesen sechs Tagen, auf die eigene Familienbiografie zu sprechen, als löse unsere Anwesenheit einen Erinnerungsmechanismus aus. Heikos harte Kindheit, Heikos überforderte Mutter, Heikos spät wiedergefundene Schwester. Henri und ich >

Anzeige 1/1

212 x 287

**zzgl. 3mm
Beschnitt**



**Tanzen zu tschechischen Schlagern –
das geht, wenn man sich einmal
überwunden hat. Die Nacht wird lang
im La Veranda, Hodonín**



Weil bis zum Rückflug wenig Zeit bleibt, geht es mit dem Zug weiter, von Wien nach Hodonin



Hodonin an der tschechisch-slowakischen Grenze ist eher nicht für sein Nachtleben bekannt



„Die Musik ist so schrecklich, dass ich den DJ bitte, mal aufzulegen, was er selbst hört“



Getanzt bis ans Ende der Nacht: Vater und Sohn auf dem Weg zurück ins Hostel



Eine Frau werde sie niemals mitnehmen, vermuteten die Anhalter. Da kannten sie Petra noch nicht



Micha hat zwar keinen Beifahrersitz, lässt Henri und Philipp aber trotzdem einsteigen



Angekommen am Ziel, vor den Baracken von Auschwitz-Birkenau



Hier haben die Häftlinge gelebt und gearbeitet. Was wohl in ihnen vor sich ging?



Zu Hitlers Ferienhaus strömen Touristen in Scharen, in Auschwitz ist man fast allein

„Wir sind angekommen. Haben auf dem Weg gelacht, getanzt, scharfe Paprikawürste verdrückt. Als wir vor dem ‚Arbeit macht frei‘-Tor stehen, ist das ausgeblendet“

sitzen eingeklemmt zwischen Tür und Kindersitz auf der Rückbank und schweigen.

Das österreichische Waldviertel fliegt am Fenster vorbei, und ich beginne selbst, darüber nachzudenken, ob ich in der Erziehung von Henri alles richtig gemacht habe. Ich wollte, dass er glücklich wird, und habe alles, was ich für ihn als unangenehm oder anstrengend empfand, von ihm ferngehalten. Er ist in einem behüteten Wattenbausch aufgewachsen, weich und abgefedert. Klavierunterricht, Waldorfschule, Internat. Mit seiner Mutter hatte ich deshalb oft harte Diskussionen. Ich hatte immer ein schlechtes Gewissen, weil ich zu wenig Zeit für ihn hatte. Jetzt sitze ich in einem fremden Auto, schaue sein Gesicht von der Seite an und bin einfach nur glücklich darüber, wie offen und verständnisvoll er mit unserem Fahrer Heiko spricht, fast, als sei er dessen Therapeut. „Und bist du heute noch auf deine Mutter sauer, dass sie sich nicht um dich gekümmert hat?“, fragt er ihn, als wir schon fast am Ziel sind.

Der Typ ist Hammer. Der erzählt uns seine ganze private Geschichte. Der kennt uns doch gar nicht. Und jetzt bringt er uns sogar noch bis zum Bahnhof, obwohl er selbst da gar nicht hinmuss.

„Wir nehmen von Wien den Zug nach Tschechien“, schlage ich vor, als wir aussteigen. Es würde, wenn es so schleppend weiterläuft, nicht reichen, rechtzeitig in Oświęcim ankommen, wie Auschwitz auf Polnisch heißt. Wir haben noch zwei

Tage Zeit, um an unser Ziel zu kommen. Der Rückflug von Krakau ist fest gebucht.

Wir kaufen eine Fahrkarte nach Hodonín im tschechisch-österreichischen Grenzgebiet. Dort finden wir ein Hostel für 17 Euro die Nacht, und weil Samstagabend ist, machen wir uns auf die Suche nach Nightlife. An diesem Abend tanzen wir noch lange im La Veranda.

Die Musik ist so schrecklich, dass ich den jungen DJ auf Englisch bitte, mal das aufzulegen, was er selbst gerne hört. Da tanzen nur ältere Leute. Ich habe auch Lust zu tanzen, aber nicht zu tschechischen Schlagern. Nach einiger Zeit packt es mich, und ich stelle mich auf die Tanzfläche und tanze ganz alleine. Es kommt mir schon



Unter den 40 000 Einwohnern von Auschwitz befinden sich heute keine Juden mehr

fast wie eine Ewigkeit vor, dass wir losgefahren sind, dabei sind es nur vier Tage gewesen. Die vielen Menschen, die ich getroffen habe, die Eindrücke, die unterschiedlichsten Landschaften. Meist sind wir früher nur in unser Ferienhaus nach Italien in den Urlaub gefahren. Wirklich erlebt hat man dort nicht viel außer Natur.

Weil der Jongliertrick so gut geklappt hat, stehlen wir am nächsten Morgen von einem Baum drei unreife Pfirsiche und stellen uns an die Autobahnauffahrt Richtung Brünn.

Tramper-Regel Nummer zwei: Wer Kunststücke zeigt, wird schneller mitgenommen. Es sind die fliegenden Pfirsiche, ich bin mir sicher, die Petra in ihrem klapprigen Opel Astra zum Anhalten bewegen.

„Eine Frau wird uns niemals mitnehmen“, hatte Henri gleich am ersten Tag vermutet. „Die haben doch Angst vor Männern.“

Petra hat keine Angst. Allerdings auch keine Sprachbegabung. Schweigend fährt sie uns bis Brno, ihr Englisch erschöpft sich in einem zum Abschied hingehauchten „Bye-bye“. Immerhin so viel können wir aus ihr herausbekommen: Sie macht in Mode und war bis gestern auf La Palma im Urlaub. Mit dem Wort „Auschwitz“ kann sie nichts anfangen, aber sie mag Deutsche. „Very nice“ nennt sie uns.

Immerhin sind wir unserem Ziel jetzt schon ziemlich nahe. Bald überqueren wir unmerklich die tschechisch-polnische Grenze, von da aus sind es nur noch gut 30 Ki-

„Ich würde gerne ein paar Worte mit den jungen Israelis wechseln. Ich würde sie fragen, ob das hier für sie Geschichte ist, oder ob sie damit persönlich etwas verbinden“

lometer bis Auschwitz. Plötzlich geht alles ganz schnell. Kaum haben wir den Daumen ausgestreckt, hält quietschend ein Fahrzeug. Es hat nicht einmal einen Beifahrersitz. „Egal, hinsetzen!“, ruft Micha, ein junger polnischer Fahrzeugmechaniker, der selbst schon einmal bis nach Spanien getrampt ist. Wir zwängen uns auf die Rückbank, Micha gibt Gas. Oświęcim ist für ihn nur der Name einer polnischen Kleinstadt, in der Autos repariert werden müssen wie überall. „Hitler, Nazi, long time ago“, weicht er auf Englisch aus.

„Ist dir auch aufgefallen, wie schön es am Obersalzberg war und wie öde die Landschaft hier ist?“, fragt mich Henri. „Vielleicht wollte ‚Adi‘ den Häftlingen nicht einmal eine schöne Umgebung gönnen.“

Im Auto eines 78-jährigen Polen passieren wir schließlich das Ortsschild „Oświęcim“. Er spricht fließend Deutsch. Seine Mutter stamme aus einem Nachbardorf und habe für die Deutschen noch gearbeitet, „schwierige Zeit“. Er kann sich sogar noch an die Uniformen erinnern, die er als Kind überall gesehen hat. Aber heute lebe er ganz gut. Er ist im Tourismusbusiness tätig und vermittelt für Reisegruppen aus den USA, aus Israel und auch aus Deutschland Fahrten und Übernachtungsplätze. „Sehr schöne Hotels, vier Sterne.“ Er scheint fast ein wenig enttäuscht, als wir ihm sagen, dass wir in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte übernachten wollen.

Wir sind angekommen. Haben auf unserem Weg gelacht, getanzt, scharfe Paprikawürste ver-

drückt und tschechisches Bier in uns hineingeschüttet. Autofahrer beschimpft und uns über jeden gefreut, der anhielt. Das alles ist nicht weg, doch als wir am anderen Morgen vor dem Tor mit seiner höhnischen Schrift „Arbeit macht frei“ stehen, ist es ausgeblendet.

Eine Gruppe junger Israelis steht vor uns, die meisten haben sich eine Flagge mit Davidstern um die Schulter gelegt. Henri spürt die Blicke der Israelis, die irritiert auf sein T-Shirt starren: ein weißes T-Shirt mit einem blauen Dreieck. Die Linien in dem Dreieck ergeben angedeutet die Form eines Davidsterns.

Ich würde gerne ein paar Worte mit ihnen wechseln. Aber die sind von Sicherheitsleuten abgeschottet und wirken nicht, als hätten sie Lust auf eine



Viel geredet, viele Geschichten gehört. Am Ziel der Reise braucht es keine Worte mehr ■

Unterhaltung. Ich würde sie fragen, ob das hier für sie Geschichte ist oder ob sie damit persönlich etwas verbinden.

Etwas weiter weg steht eine Gruppe junger Deutscher. Es sind Lehrlinge aus dem Volkswagenwerk in Wolfsburg. Ihr Begleiter sagt: „Es ist wichtig, dass ihr hier seid. Vielleicht nicht für euch. Aber für die Überlebenden.“

Alleine gehen Henri und ich weiter durch das Gelände des Vernichtungslagers. Vorbei an den Ruinen der Baracken von Birkenau bis zu einem Teil des Lagers, wo wir keine Menschen mehr treffen. In dem Haus, in dem den KZ-Häftlingen ihre Kleider samt Hab und Gut abgenommen und gegen Häftlingsklammotten eingetauscht wurden, sind wir die einzigen Besucher. Was für ein Gegensatz zum Obersalzberg vor fünf Tagen, wo sich eine Karawane aus Touristen an uns vorbeischoß.

Ich versuche, mir vorzustellen, was in einem Häftling vorging. Die Angst vor dem Tod, die Ungewissheit, wo seine Familie jetzt ist, der Hunger. Das fällt mir leichter als die Vorstellung, was wohl diejenigen gedacht oder gefühlt haben, die als Wächter oder Ärzte im Lager verantwortlich waren. Mich macht traurig, dass sich der Hass auf andere Menschen, nur weil sie einen anderen Glauben oder eine andere Hautfarbe haben, heute wieder so ausbreitet.

In einem Wäldchen in der Nähe der Gaskammern sitzen wir noch lange an einem kleinen See, in den sie die Asche der Ermordeten gekippt hatten. Wir sitzen da und schweigen. ■